

Fenilletou.

„Der Turm des Woiwoden.“

— Romantische Oper in fünf Bildern. Text von Hans Heinz Ewers und Marc Henry, Musik von Ernst Dohnányi. Erstaufführung in der königlichen Oper am 18. März. —

Von Dr. Géza Molnár.

Die Textdichter der Dohnányischen Oper haben einen alten Faden weitergesponnen. Eine Székler Volksballade. Für die Bühne sind Balladen nur selten eingerichtet worden. Sie treten zwar alle mit dramatischer Erregtheit auf, aber ebenso bezeichnend für sie ist die knappe Form, oft auch ein gewisser Nebel, während das Theater mit breiter Leinwand und heller Beleuchtung arbeitet. Seit Zumsteeg und Loewe erscheint die Ballade als eintimmiges Lied immer häufiger, Schumann hat sie in einigen Arbeiten — im „Königssohn“, in „Des Sängers Fluch“ und dem „Glück von Edenhall“ — zu Chören mit Soli und Orchester erweitert, und ein ungarischer Komponist, Edmund Farkas, brachte Arany's „Bahrgericht“ („Tetemre hívás“) auf die Bühne. Eine Annäherung zwischen dieser Kunstgattung und dem Theater findet, wie gesagt, nur selten statt. In der Oper meldet sich die Ballade höchstens als Gesangsnummer, als Erzählung; man denke an den „Fliegenden Holländer“ oder „Faust“.

Und doch wird die musikalische Phantasie vom Balladesten immer wieder angeregt. Seit 1836 drückt sich diese Stimmung auch ohne Worte aus. Rein instrumental. So in den Klavierballaden von Chopin und Liszt, dann in einer langen Reihe von sinfonischen Dichtungen mit unterlegtem Programm. Nun ist eine Székler Volksballade zu einem großen Musikdrama aufgeschossen. Die Librettisten haben sie nicht breitgetreten — es wäre auch ein Fehler gewesen —, sie haben den übernommenen Kern selbständig entwickelt. Aus „Kömvés Kelemenné“, dem Grundmotiv des Textbuches, finden sich Bestandteile nur im ersten und dritten Bild, die übrigen Bilder (das zweite, vierte und fünfte) enthalten neue Aktionen. Sämtliche

Personen — eine weibliche Gestalt ausgenommen —, die Liebeslyrik, das Räufenspiel, das Einschalten der Handlung in den höher gearteten Gefühlskreis eines ganzen Volksstammes: all diese Haupt- und Nebenstimmen sind freie Schöpfungen.

Die Phantasie schleicht sich ins zehnte Jahrhundert zurück. Sie schwebt über dem Széklerland. Keine Hand ist müßig: überall Mezte, Spizhaken und Felsengestein. Denn bis die Sonne untergeht, muß der Turm des Woiwoden vollendet sein. Eine mächtige Burg gegen feindliche Rotten, stolz und himmelstürmend. Dreimal ging die Feste, wie von einem Fluch beladen, in tausend Trümmer. Wird sie nun endlich in die Höhe ragen? Das Schicksal ist unerbittlich. Schon löst sich ein Fiegel, jetzt ein zweiter und dritter. Es ächzt und kracht, die Quadersteine rollen und stürzen, — und wieder liegt der Turm im Schuttel! Da erhebt die Luft von kechem Hohn; der Berggeist hat wild aufgelacht. Und er kündigt den Leuten ihr weiteres Los. Der Turm wird in Zukunft standhalten, doch soll der Woiwode selber Stein auf Stein setzen, ohne fremde Hilfe. Ganz allein. Und das erste Weib, das im lächelnden Morgenrot die Brücke überschreiten werde, müsse er miteinmauern. Ein junges, rosiges Geschöpf soll sich mit dem Turm vernählen und diesen vom jähen Untergang erlösen. Es zittern die bangen Seelen und es fragen die Lippen: wer wird es sein, das Opfer des grausam gependlichen Beschlus?

Auch die Söhne des Woiwoden, Tarján und Kund, werden von tiefdunkler Beklommenheit erfaßt. Vielleicht will es gar ein böser Zufall, daß der Turm ihre Liebsten verschlingen soll. Ihre Frauen. Tarján lebt mit Iva, einem süßen Wesen von Székler Geblüt, in sonnigster Harmonie. Kund hat sich von den stammverwandten Ungarn ein Weib geholt: Emelka. Sie wärmt sich nicht an den goldenen Strahlen eines Eheglücks, denn ihre Gedanken weilen in fündhaft brennender Gier bei einem andern, bei Tarján. Er ist der Held ihrer Träume. Kein Mädchen und kein angetrautes Weib soll das Gebot des Berggeistes erfassen. Die Männer haben einen Schwur getan, daß sie das entsetzliche Geheimnis bewahren werden. Kund aber bricht den Eid. Um das schwankende

Herz seiner Frau an sich zu schnüren, verrät er ihr, wo bei Ausbruch des Morgens geschehen soll. Da blitzt der Emelkas Gehirn ein teuflischer Plan. Wenn es gelänge Iva zu überreden, daß sie in der Dämmerstunde als erst auf der Brücke erscheine, dann würde die Rivalin in der tödlichen Umarmung des Turmes versinken. Und Tarján wäre frei, frei für sie.

Die Felle ward gut gelegt. Noch vor Sonnenaufgang nähert sich die Ahnungslose dem Turm. Um sie in die Netze des Verderbens zu locken, hatte ihr Emelka eingeflüstert, sich vom Woiwoden eige Gunst zu erbitten. Sie möchte in der Nähe ihres Geliebtesten bleiben, sie wollt mit in das Schlachtgetümmel... Mit Schaudern sieht der Greis, wie Iva dem Verhängnis entgegengeht. Seine verdächtigsten Rufe hemmen nicht ihren Schritt, sie kehrt nicht um, bleibt nicht stehen, eilt zu ihm über die Brücke — und ist nun dem Tod geweiht. Ein quälendes Ringen erfüllt sein Inneres. Gerade Iva, die er ins Herz geschlossen, dem schlanken Leib, der blühenden Seele soll er selbe das Grab bereiten. Er verjagt das Schreckbild mit wilden Grauen, will sich dem elenden Gebot widersetzen, will sich gegen den Berggeist auflehnen, doch sie — voll Hoheit — willigt in das Todesopfer ein und ihr Heldentum bestieg ihn. Die Fluren leuchten, die Luft flimmert, unten im Tal schlängeln sich kleine silberne Flüsse. Und um Iva schließt sich die steinerne Gruft.

Der Turm steht, das Fatum aber lastet weiter auf dem Volk. Im Kampfe gegen die Petichenegen fließt teureres Blut. Dürre und Seuchen, Durst und Hunger lichten die Reihen der Székler. Kund ist in der Schlacht gefallen, Tarján muß auf Wunsch des Woiwoden das Steuer übernehmen und muß Emelka heiraten. Die Ehe soll das Band mit den Ungarn fester knüpfen, denn Emelka entstammt jenem Volk, von dem die Argbedrängten ihre Rettung erhoffen. Allein das längst ersehnte Glück der mechlerischen Frau zerschellt an Tarjáns unsterblicher Liebe. Seine Gedanken umringen Ivas verklarte Gestalt.

Er läßt alle Zärtlichkeiten unerwidert. Mit einem Gleichmut, der sich in dumpfes, ahnungschweres Brüten verwandelt, als heimgekehrte Krieger eine Beichte seines Bruders überbringen. Kund erzählte vor seinem Helden-

od, daß er es gewesen, der Ehre und Gelübde zum Trotz Emelka vor dem Betreten der Brücke gewarnt hat. Und vor Iva — so grübelt Tarján beim Anhören der Botschaft — ist alles verheimlicht worden! Oder war es gar rüderische Hinterlist, dem die Engelsreine zum Opfer gefallen? Nun kann es Emelka nicht länger verhehlen, daß sie selber Iva in das Unglück getrieben. Und Tarján tötet mit einem Dolchstoß ihr unlautes Herz.

Die finsternen Wolken aber, die sich über das Széklerland getümt, weichen plötzlich einem klaren, in göttlicher Versöhnung blinkenden Himmel. Die Martern verschwinden, die Furcht vor Feind und Durst hat schimmernder Hoffnung Platz gemacht. Es nahen die Ungarn tapfer und hilfsbereit, und auch erfrischendes Naß grüßt man aus hundert Röhren. Denn vom Turm her strömt ein Wunder: Wasser, jammerverschwendendes, frisch sprudelndes Wasser! Ivas Tränen, die sie durch lange Nächte geweint, sind angeschwollen. Zu einem lebendigen Quell, zu einem Born neuer Lust und völkischer Kraft.

Die Forderung eines Blutopfers — der Kern dieses Musikdramas — entstammt althebräischen Mythen. Im Buch der Richter steht es geschrieben, daß Sepsia nach seinem Siege die erste Person, die ihm entgegengekommen, dem Tode weihen mußte. Es war seine Tochter. Auch Iphigenie soll bei Euripides und anderen Dichtern von ihrem eigenen Vater der Göttin übergeben werden. Doch die Poeten klammern sich nicht an den Wortlaut solcher Märchen. Das Urteil der Schicksalsmächte wird im Laufe der Tragödie zumeist gemildert und das Todesopfer durch ein weniger schauriges Finale ersetzt. Der Turm des Wojwoden hingegen kostet wirklich ein Menschenleben, wie die Festung von Déva in der vorgelegenen Ballade. Dieses Gedicht — von balkanischer Herkunft — existiert auch in der Volkspoesie der Griechen, Albaner, Bulgaren, Serben, Kroaten und Rumänen. Seit jeher. Allerdings geht es in der Oper romantischer zu, als in der Székler Ballade, wo die Heldin verbrannt und ihre Asche mit dem Mörkel vermengt wird.

Bei der Eindringlichkeit, mit der sich Dohnányi in die fünf Bilder versenkt, braucht er ein Orchester von allseitiger Kraft. Hier sind die Holzbläser dreifach besetzt,

die Klarinette sogar vierfach, in der Blechgruppe wirken sechs Hörner, daneben von Trompeten und Posaunen je vier. Die zwei Harfen hinzugerechnet, erhält man ein Bild von den Weiterungen, die an einzelnen Pulken vorgenommen worden sind. Aber auf einen Karneval von Schallreizen, ein Bombardement von Tonkonfetti hat es Dohnányi nicht abgesehen. Der Hörer bekommt viel mehr. Instrumentale Schönheit. Keine Schönheit. Nicht den glitzer umherstolzender Koloristen. Unserem Poeten liegt alles Echte der Kunst im Blute; er hat selbst im romantischen Fieber nur ausdruckswillige Farben, die einen letzten Rest von Drama und Natur durchleuchten lassen. Auch die Harmonien sind empfunden, nicht aufgetragen. Und durch keine Formel gefesselt. Wenn gleich im ersten Bild der Ausruf „Der Turm muß stehen!“ sich wiederholt mit der aufwärtspringenden Septime verbindet, so wechselt doch die harmonische Unterströmung. Was einmal vorübergezogen und sich von neuem meldet, auch das sprudelt fast unberechnet aus dem dramatischen Quell hervor. Urwüchsigkeit durchzieht den Rhythmus. Wie prachtvoll kernig geht es im Lied des Sängers zu, obwohl die betonte kurze Note — das Metrum der Volksmusik — sich nur im Refrain bemerkbar macht. Auch da nicht scharf. Im Gegensatz zu dem (später sinnreich ausgenützten) Motiv, mit dem der Berggeist verkündet, was „am frühen jungen Tag“ geschehen soll, schlängeln sich über unruhig süße Triolen die Liebesgedanken Tarjáns.

Auf das zweite Bild fällt anfangs mildes, ganz intimes Licht. Emelka singt ein Lied, ein reizvoll ungarisches. Lullend spinnt es Iva weiter. Schon hier unterscheidet sich Emelka von der herkömmlichen Opernintrigantin. Ganz deutlich. Sie läßt eine beispiellose Schuld auf ihr Gewissen, steht aber unter dem Druck ihrer tyrannischen Liebe. Also keine Ortrud. Dohnányi hat es hier und auch im letzten Bild verstanden, diesem Teufelsweib etwas Christliches beizumengen. Fein klingen die Ritardandi, als sie das Kind in der Wiege betrachtet, und zum Schluß fast versöhnend die Worte: „von jeher liebt' ich dich.“ In den glutreichen Dialog zwischen Iva und Tarján verirrt sich kein banaler Ton. Mit der verminderten Quint beginnt sie ihre Melodie („Mein letzter Blick bist du...“), und er

wiederholt die ersten zwei Takte, aber an dieser Stelle wird alles noch erregter, im Orchester auch der Baß wärmer, viel schmelzender.

Gruselige Staccati gehen im dritten Bild parallel mit der schicksalsbefohlenen Arbeit des Wojwoden. Wie vorher die letzten Szenen von Flammen lenzlicher Liebe und grimmig verzweifelter Leidenschaft durchloht waren, wie es in jener heißen Zone immer heftiger gegärt und gebraust, so wird es jetzt um den Turm herum bis zur Ankunft Ivas immer düsterer. Die Viertelnoten — erst in normalem Tempo schlendernd, wie der fieberfreie menschliche Pulsschlag — werden allmählich unruhiger, unheilvoller, um dann von phantastischem Schrecken wieder zu ermüden. Was folgt, ist keine Rühr- und Schauerzene, es ist eine in Traum und Märchen entführende Kunst, eine vom Tragischen ins Glorienreiche, ins Ueberirdische sich flüchtende Musik. Die gebrochenen Akkorde, die Ivas Gesang umflimmern, nehmen von immer tieferen Noten ihren Lauf, als ob eine entwindende Seele aus großer Entfernung zu uns spräche.

Das Drama ist auf dem Höhepunkt angelangt. Die Partitur aber bringt im vierten Bild noch einen Uberschuß an musikalisch-geistiger Intuition. In Harmonie, Rhythmus und Farbe gehört da manches sogar zu dem Interessantesten, was uns Dohnányi geschenkt. Wenn ein Baß rastet oder sich bewegt, Stimmen gleichmäßig oder polyrhythmisch miteinander gehen, ein glänzender Tenor sich in die Finsternis der kleinen Oktave begibt (wie Tarján bei den Worten: „Dein Wille sei geschehen“), Dur- und Mollklänge wechseln, da fühlt man Dohnányis Frondeurium gegen leichte Theaterhetorik, seine schwärmerische Liebe für Wahrheit der Sprache bei voller Bewegungsfreude der Erfindung. Als Beleg hierfür könnten ebenso gut herausgegriffene Phrasen dienen (man denke an Tarjáns Schmerzenstöne: „Jung war ich einst“), wie geschlossene Formen. Zu den letzteren zählen zwei Juwelen: des Sängers Lied mit dem spannenden launenhaften Takt und der dreistimmige Volksschor.

Nach diesem idyllischen Ausklang kommen im fünften Bild dramatische Wölbungen. Unheimliche Vorhalt-

nicht einmischen, auf die Lösung der Dynastiefrage keinen Einfluß nehmen; die Mächte vermeiden es, die Kandidatur der Bourbonen aufzustellen. Metternichs Sympathien für sie waren eben sehr gering. Aus Langres schreibt er wenige Tage später nach Wien, man höre überall nur eine Stimme: Friede und kein Napoleon. Wer statt seiner kommen sollte, darüber gingen die Ansichten auseinander. Einige sagen die Bourbonen, das seien hauptsächlich die Emigranten, die bereits im stillen die Aemter unter sich verteilt hätten. Die meisten sagen: die Regentenschaft. Das Volk jagt nur: Friede und ein Ende um jeden Preis. Am 20. März findet bei Metternich eine Konferenz statt, die zu folgendem Ergebnisse führt: Die Mächte werden jede Volksbewegung unterstützen, die eine Aenderung der Dynastie bezweckt. Napoleon und seine Descendenz waren also fallen gelassen.

Je mehr die verbündeten Armeen der Hauptstadt, dem Herzen Frankreichs, sich nähern, und je weniger Napoleon sich den Friedensanerbietungen der Mächte geneigt zeigt, um so dringender tritt an sie die Frage heran, was im Falle des gänzlichen Zusammenbruches zu geschehen habe. Die Royalisten sind indessen bemüht, die Alliierten für ihre Sache zu gewinnen. Sie schicken einen Vertrauensmann zum Zaren, der ihnen aber wenig Hoffnungen macht. Niemand denke an die Rückkehr der Bourbonen, niemand rufe sie, ihre Wiedereinsetzung wäre eine undurchführbare Eventualität. Der Vertrauensmann erwidert, man dürfe nicht nach der Provinz urtheilen; entscheidend sei die Stimmung in Paris, und dort sei die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers und ein Teil des Senats für sie. Ebenjowenig Erfolg hat eine Abordnung von Royalisten, die der Zar in Troyes empfing. Der Schritt sei verfrüht, antwortete er; die Chancen des Krieges seien unsicher, und es würde ihm leid tun, wenn sie sich umsonst geopfert hätten. Die Haltung Alexanders läßt sich zum Teil daraus erklären, daß er einen anderen Kandidaten in petto hatte. Zimmerlin bestätigt diese Schriftsteller, daß Napoleon auch damals noch viele Freunde hatte, und Heinrich Heine konnte 1832 in seinen Pariser Briefen schreiben, man mache sich außerhalb Frankreichs keinen Begriff davon, wie sehr die französische Nation noch an Napoleon hänge.

Aus Makó wird gemeldet: Unter den üblichen Feierlichkeiten wurde heute der Baitonhaer Grundbesitzer Emil Burgly als Obergespan des Eszograder Komitats installiert. Nach der Begrüßung durch den Bürgermeister Georg Petrovits und der Verlesung des Ernennungsdekrets durch den Vizegespan Tibor Tarnay hielt der neue Obergespan in der Komitatskongregation seine Eintrittsrede. Er betonte, daß sein Bestreben die Ausgleichung der Differenzen zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen sein werde. Die Ordnung werde er aufrechterhalten und die destruktive, vaterlandslose Demagogie mit starker Hand zügeln. Bei dem die Feier abschließenden Bankett war unter anderen Gästen auch Preßchef Tibor Eckhardt anwesend.

Demonstrationen für Ungarn auf besetztem Gebiete.

Aus Debrecen wird telegraphiert: Als die Bevölkerung der unter rumänischer Besetzung befindlichen Gemeinde Eszánalos erfuhr, daß die Grenzberichtigungscommission am 14. März dort eintreffen werde, erwartete sie in großen Mengen die Kommission, und als diese ankam, wurden ihr zwei mächtige rot-weiß-grüne Fahnen entgegengehalten, die die Leute bis dahin unter den Kleidern versteckt gehalten hatten. Gleichzeitig stimmten sie ungarische Lieder an und brachen in die Rufe aus: „Eljen Magyarország!“ Sie umringelten die Autos der Kommission und demonstrierten für die Wiedereinverleibung der Gemeinde. Infolge dieser Demonstration wurden mehr als vierzig Ungarn und Schwaben verhaftet und nach Szatmár gebracht, dort mit Stockhieben mißhandelt und dann entlassen.

Der rumänische Minister für Minderheiten in Kolozsvár.

Aus Békészaba wird berichtet, daß nach den Meldungen der Kolozsvärer Blätter der Minister für die Minderheiten Dr. Mikolaus Zagre nach Kolozsvár gekommen sei, um sich über die Angelegenheiten der Minderheiten zu informieren und außerdem über die Wiederverwendung der ungarischen Beamten zu verhandeln. Die Regierung werde hinsichtlich der Beamten entscheiden und diese Entscheidung veröffentlichen.

Franz Heinrich — Kandidat der Nationalen Bürgerpartei im Taber Bezirk.

Eine zahlreiche Abordnung aus dem Taber Wahlbezirk, in der alle Schichten der Bevölkerung vertreten waren, erschien heute abend im Klub der Nationalen Bürgerpartei, um dem Präsidenten dieser Partei, Franz v. Hei-

nlag- wörter herrscht. Und doch gibt es nur ein zutreffendes Schlagwort: das Interesse des Vaterlandes. Graf Stefan Tisa hat niemals Schlagwörter befolgt. Er war Agrarier und Handelsfreund, wie es eben das Interesse des Landes erforderte. Er war liberal, wenn es das Wohl des Vaterlandes so verlangte, und konservativ, wenn der konservative Gedanke den Interessen der Nation entsprach. Wir sind liberal und konservativ, wie es eben das politische Interesse des Landes uns vorschreibt. Die Menschen dürfen nur aus dem Gesichtspunkt beurteilt werden, ob sie moralisch intakt und treu zum Vaterlande sind. Sind sie es, so ist ihre Religion ganz gleichgültig, ich erkenne sie als meine Brüder an, und will mit ihnen gemeinsam arbeiten am Wohle des Staates. (Ehrenrufe.)

Franz Heinrich ließ nach dem Empfang die Mitglieder der Abordnung bewirten.

Ein neuer politischer Geselligkeitsverein.

Ueber die Aktion der Grafen Johann und Madár Zichy geht uns heute abend von zuständiger Seite folgende Mitteilung zu:

— Der erste Teil der Aktion, die in den durch die Grafen Johann und Madár Zichy mit den Führern der verschiedenen christlichen Parteien gepflogenen Verhandlungen zum Ausdruck gekommen war, ist zum Abschluß gelangt und hat bereits ein entschiedenes und bedeutendes Ergebnis gezeitigt. Nächste Woche wird sich in Budapest ein politischer Geselligkeitsverein bilden, in dessen Schoß sich ohne Rücksicht auf Parteiverbände alle vereinigen können, die die Zukunft Ungarns in der völligen Wiederherstellung der tausendjährigen Verfassung, in der Unverfehrtheit der Krone des heiligen Stefan und im Ausbaue des auf der christlichen Moral beruhenden unabhängigen nationalen Staates erblicken. Die Sympathien, mit denen diese Verhandlungen sowohl in der Hauptstadt, als auch in der Provinz aufgenommen wurden, bilden die Bürgschaft dafür, daß das bisher erzielte Ergebnis für die Zukunft stabilisiert werden kann, und daß es möglich sein wird, ein Gebilde zu schaffen, das, frei von jeder Einseitigkeit und allen Extremen, auf reiner und einheitlicher

Worde in der Szene zwischen Larján und Emelka und ein schlänzendes Finale: die neue Lebenshoffnung. Den Reminiscenzen schnüffeln wird es gewiß entgehen, daß hier Wagner'scher Laumel mit einem religiösen Zug verbunden erscheint. Es ist keine heidnische Trunkenheit. In diesem mehr nach innen gefehrten Rausch empfindet man etwas von Beethovens Glaubensstärke, von der Wendung nach S-Dur in der fünften Sinfonie. Man entsinnt sich noch Was Worte von der heiligen Macht, die den Tod besiegt. Wenn nun der Berggeist die fallende Quint jenes Motivs übernimmt, deutet es auf eine Harmonie beider Welten: der erdenfrohen und der geheimnisvollen Kräfte.

Zu seinem neuesten Werk mußte Dohnányi so manches erwägen. Der Turm drängt sich wie ein weltfremdes Rätsel in das schäumende Leben. Umspielt von erdgeborenen Leidenschaften. Trotz seiner Körperlichkeit eine Abstraktion inmitten von Realitäten. Und doch darf ihn mysteriöse Musik nicht umzingeln und der Sphäre natürlicher Begierden entrücken, sonst wird er zum Außending und verliert den Zusammenhang mit dem Menschen. Eine allzu symbolische Behandlung wäre nicht am Platz gewesen. Zumal da Unwirklichkeit oft nur verborgene Wirklichkeit ist. Dohnányi scherte sich weder um Verismo, noch um ältere Vorlagen, obwohl er mit den Klavier- und Bühnenromantikern des neunzehnten Jahrhunderts in geistiger Verwandtschaft steht. Er hielt sich an das Drama. Und an sein inneres Feuer. Es war der richtige Weg. Denn echte Musik ist immer lebenswarme Realität und süßerner Nebel, ist Wahrheit und Traum zugleich. Alles Spukhafte der Balladen, von den englisch-schottländischen Poesien bis zu den Székler Dichtungen, die Furcht vor Geisterstern, die telepathischen Vorahnungen und die übrigen verflückten Angstgefühle gehören genau so authentisch zur menschlichen Natur, wie die Leidenschaften, die bei vollem Tageslicht heulen.

Dohnányi läßt im „Turm des Voivoden“ die gesunde, von avidischer Latkraft und ewigjungem Liebeswillen strotzende Seele ausschwingen. Noch weiter und noch frischer als in vorhergehenden Werken. Daneben erzählt er uns aber auch vom Geisterglauben, von unfreien und verhüllten Urtrieben der Menschen, von der Beklomm-

menheit, in der das Volk einem geheimnisvollen Werden lauscht. Er erzählt es — man denke an die Gruppen um den Turm — mit Maeterlinck'scher Stimmungskunst. Daß ein drittes Element in dieser Oper, das Naive, das Intime, mit einzigartiger Liebenswürdigkeit behandelt wird, überrascht nicht in einem Raum, wo Dohnányi musiziert. Das Publikum umjubelte den Komponisten, denn es erkannte schon jetzt und wird später noch genauer erkennen den Wert dieser Bausteine. Doch vor allem soll der Bau als Gesamtheit gegrißt werden. Und gegrißt das Glück, daß Phantasie und Gewissen eines ungarischen Liedichters sich zu dieser Reinheit emporgeschwungen haben.

Den Spielleiter Alexander Hevesi, seine große folgerichtige Arbeit — nebst zahllosen kleinen Gedankenblitzen — fühlte man an allen Stellen. In der plastischen Einführung der Charaktere und im Rhythmus der Einzelbewegung, in Formen und Farben, im Halbdunkel des Balladesken und um die weißen Blüten der Lyrik herum. Dirigent Stefan Kerner hat die Partitur ins Herz geschlossen. Es ist gelungen, jeder Schönheit nachzuspüren; keine entscheidende Linie konnte an ihm vorbeihuschen, ohne festgehalten zu werden. Allerdings macht es auch dem Orchester Freude, bei dem Weben solcher delikaten Fäden mitzutun. Von den Darstellern nennen wir in erster Reihe Frau Kózi Marschalkó (Zva), die den Glanz der Verklärtheit ausstrahlt. Neben ihr hat Herr Székelyhidy als zündender Schlachtenjäger den Geist der Oper am besten erfaßt. Den Voivoden, den fanatischen Vertreter der Rassenesinnung, gibt Herr Venczel wichtig und würdevoll. Musikalisch wohlthuend wirkt Herr Szende als Rind. Frau Méthy (Emelka) ungarnt ihr Opfer mit klangreicher Stimme, und auch Herr Piliňky hat für die Partie des Larján das hübsche Organ. Gute Deklamationen verdankt man den Herren Kálmán, Komáromy und Loronyi. Das ungarische Textbuch ist eine freie Bearbeitung des Musikerspoeten Viktor Lányi. Es bringt dem Feinschmecker der Metrik strenge Ordnung, dem Theater unbeengten Stimmungszauber.